

Heilige Persionen

Albrecht Koschorke:

Die Heilige Familie und ihre Folgen.
Ein Versuch, Fischer Taschenbuch,
Frankfurt a. M. 2000,
240 Seiten, 12,90 €.

Die Heilige Familie gehört zu den beliebtesten Sujets der abendländischen Kunstgeschichte. Betrachtet man die Strukturen dieses komplexen religiösen Symbols genauer, treten aber erhebliche Anomalien zutage. Der leibliche Vater, Josef, steht meist altersschwach im Abseits, denn seine Zeugungskraft hat sich der Heilige Geist angeeignet und die Vaterrolle wurde ihm von Gott persönlich abgeknöpft. Maria ist nicht nur Mutter, sondern zugleich Braut ihres Sohnes. Kein Wunder, dass die Überlebenschancen des Sohnes, der diesen perversen Familienverhältnissen entstammt, nicht gerade rosig waren.

Die »Abwesenheit von Sexualität« in dieser Familie macht es möglich, dass die natürlichen Geschlechterzuordnungen von einer »Logik des Spirituellen« her überformt werden. »Als Braut Christi kann sich in Nachahmung der Maria jede gläubige Seele, gleich ob weiblich oder männlich, erfahren.« Dem Heiligen Geist ist ebenfalls eine schillernde Geschlechtlichkeit zu eigen und selbst Jesus konnte im Mittelalter als Mutter verehrt werden. Haben wir hier vielleicht die ultimative *queer family* gefunden?

Dem Konstanzer Literaturwissenschaftler Albrecht Koschorke gelingt

es in seinem kulturhistorischen »Versuch« über »Die Heilige Familie und ihre Folgen«, die komplizierten und schwankenden Beziehungsmuster der Heiligen Familie auf die einfache Struktur von drei Dreiecken zurückzuführen. Die Dreiecke der irdischen Familie (Josef–Maria–Jesus), der Zeugung (Heiliger Geist/Gott Vater–Maria–Christus) und der göttlichen Trinität (Vater–Geist–Logos/Christus) bringen die gesellschaftlichen Verhältnisse der »natürlichen« Familie zum Tanzen, wenn sie sich überlagern, verketten und widersprechen. Bis in unsere postreligiöse Ära hinein, die ansieht, wie das Christentum wieder auf seinen Anfangszustand als Sekte in einem synkretistischen Kulturraum zurückfällt, entfaltet die »phantasmatische Tiefenstruktur« der Heiligen Familie ihre Wirkung als gesellschaftliches »Steuerzeichen«.

Dass dieser Symbolismus kaum Anhaltspunkte in der Bibel hat, ihr vielmehr als religiöse Sinnbildung eigener Art gegenübersteht (und damit von zweifelhafter theologischer Legitimität ist), zeigt sich nirgends so deutlich, wie am eklatanten Widerspruch zwischen dem Dogma der ewigen Jungfräulichkeit Mariens und den Geschwistern Jesu, die das Neue Testament kennt. Die geistliche Zeugung und die jungfräuliche Geburt erweisen sich denn auch als Angelpunkte des christlichen Symbolkomplexes. »Die Zeugung Jesu kappt die (...) in männlicher Linie blutsverwandtschaftliche Verbindung. (...) Die Virginität der Mutter Maria ist der weiße Fleck, an dem die Kette der Leiber unterbrochen

wird und Raum gibt für den Anschluss an das Spirituelle.« Aufgrund dieser Unterbrechung ist der Glaube an die Inkarnation das *Gegenteil* und nicht etwa der Inbegriff einer fleischlichen Theologie, wie von Theologen im allgemeinen mit höchster Emphase behauptet wird. »Das christliche Denken und der mit ihm verbundene Körper-Geist-Dualismus hat sich immer nur für das zweite, die Verbindung mit dem Logos, nicht für das erste, die Wunde, den Abriss, interessiert.«

Koschorke rekonstruiert aber nicht nur die imaginäre Binnenseite, sondern auch die gesellschaftliche Außenseite dieses christlichen Symbolkomplexes. Indem er ihn »vor dem Hintergrund des langen Widerstreits zwischen Staats- und Verwandtschaftsregulativen betrachtet«, gelangt er zu einer höchst interessanten religionssoziologischen These: Die perverse Struktur der Heiligen Familie diene dem Staat als Instrument, um den Einfluss der Verwandtschaftsbeziehungen zurückzudrängen. Sukzessive wurde die Reichweite der Sippenbindungen in der abendländischen Geschichte auf die Stufe der Kleinfamilie zurückgeschraubt, die sich, so betrachtet, tatsächlich als Keimzelle des Staates erweist. Fürsorge und soziale Funktionen übernahm dagegen die Kirche in ihre Regie.

Eine erhebliche Umbesetzung innerhalb des Gefüges der Heiligen Familie brachte der Protestantismus mit sich. Die Aufhebung des Zölibats und die Zurückdrängung des Jungfrauenkultes ermöglichten das religi-

öse Comeback der Sexualität. Doch zugleich mussten die Frauen für eine neuartige Machtfülle des Hausvaters Platz machen, die ihm von der Autorität des göttlichen Vaters her zufloss. Aus der »Sohnesreligion« wurde wieder eine »Vaterreligion«. Aber auch diese Vaterschaft blieb eine gespaltene, denn der Hausvater teilt seine Autorität mit »Vater« Staat, als dessen verlängerter Arm er in die Familie hineinwirkt, um »der Obrigkeit gehorsame Untertanen aufzuziehen«.

Literaturwissenschaftliche Ausblicke auf Werke von Rousseau und Kleist setzen Koschorkes Zugriff auf die mutierenden Bestände der christlichen Religion bis in das bürgerliche Zeitalter fort. Am Ende steht – auch als ein Resultat der Studie – die Zurückweisung von Freuds Theorie der ödipalen Rivalität, die der christlichen Modellfamilie fälschlich als Wechselbalg untergeschoben wurde. Der kleine, aber wesentliche Unterschied bestehe nämlich darin, »dass das christologische Modell die Souveränität des Vaters unangefochten lässt und ihm den Sohn gleichsam als Juniorpartner beigesellt, während die Generationenfolge im ödipalen Schema eine Serie *feindlicher*, kämpferischer Identifizierungen mit der jeweiligen Vaterfigur ist«.

Homosexualität ist für die Heilige Familie, folgt man dem vollständigen Fehlen dieses Themas in Koschorkes Buch, nie eine Versuchung gewesen. Könnte es sein, dass ihre Verwerfung die eigentliche Perversion der christlichen Religion darstellt?